

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 101, 19. December 1849

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Er scheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlags-Handlung angenommen.

Die einjährigen Freiwilligen.

Die N. Bl. bringen in N^o 99 unter W. N. eine Besprechung des Gesetz-Entwurfs wegen der sog. einjährigen Freiwilligen. Ohne eine bestimmte Verwerfung auszusprechen, macht W. N. doch so bedeutende Fragezeichen vom social-demokratischen Standpunkte aus, daß damit der Entwurf wenigstens für den Standpunkt vernichtet ist. Wir theilen diesen Standpunkt durchaus nicht, haben im Gegentheil die Ueberzeugung, daß die Einführung social-demokratischer Prinzipien in die bewaffnete Macht der Staaten nur als zersetzendes Gährungsmittel wirken kann, durch dessen Anwendung bald die Pfeiler der soldatischen Zucht, Ordnung und des Gehorsams zerstört sein werden, auf welche gestützt es in den beiden verflossenen Jahren gelang, überall den Kampf gegen die bewaffnete radikale Demokratie glücklich zu beendigen. Von unserm Standpunkte aus und für die Bestimmungen des Gesetz-Entwurfs wenden wir uns zu den einzelnen Punkten der Kritik des W. N.

Daß die Freiwilligen ein ganzes Jahr dienen sollen, ist W. N. zu viel; er will nur vier-, sechs- bis neunmonatliche Dienstzeit, „wosfern er bis da die praktische Ausbildung erlangt hat.“ Hier steckt des Pudels Kern. Was heißt das: „die praktische Ausbildung?“ Die Antwort fällt verschieden aus nach dem Standpunkt. Diejenigen, welche vorzugsweise den Kostenpunkt und die dem Lande entzogenen Arbeitskräfte im Auge haben, können die Grenzen der Zeit für die praktische Ausbildung nicht kurz genug stecken. Doch auch Soldaten haben wir, namentlich bis zum Jahre 1848, oft Aehnliches behaupten hören, aber, wohl zu merken, nach 33 Friedensjahren, und

ferner von Keinem, von dem wir mit Gewißheit wußten, daß er eigne leibliche Erfahrung gemacht, wie sich Soldaten von vier- oder sechsmonatlicher Dienstzeit unter schwierigen Umständen in's und im Gefechte, mit Ordnung wieder heraus, und überhaupt in den kritischen Zeiten, führen und leiten lassen, und zwar nicht bloß führen von hochbegabten Leuten, sondern von dem ersten besten Mittelmäßigen, wie ihn die Reihe trifft. Mit der Waffenfertigkeit eines Infanteristen, der vielleicht als Jüngling in der Heimath schon mit der Büchse nach der Scheibe schoß, geht's vielleicht schon ganz erträglich nach sechs Dienstmonaten, aber wie sieht's mit Gehorsam und Disciplin, namentlich wenn einige Urlaubsjahre der Einübung folgten? Man braucht nicht über das Jahr 1848 und die Grenzen des Großherzogthums hinauszugehen, um die Frage schon aus Erfahrung beantworten zu können. Fast der ganze Garnisonstand der badischen Armee in dem Augenblick des Ausbruchs der Insurrection bestand auch aus solchen Rekruten, welche in Folge des Beschlusses der Nationalversammlung über die Erhöhung der deutschen Wehrkraft in Dienst gerufen waren, ohne daß die Mittel bewilligt waren, sie durch längere Erziehung zu etwas Besserem zu machen, als zu uniformirten Freischärlern. Sie widerstanden nicht den Lockungen des Aufruhrs, und schlugen sich später gar nicht oder erbärmlich, im Gegensatz ihrer ältern Kameraden, namentlich der länger dienenden Artillerie und Reiterei, welche auf Seite des Aufstandes zu den tüchtigsten Kämpfern gehörten. Aber zwanzigfach mehr Menschen, als im Gefechte fallen, werden die Beute der Indisciplin auf den Märschen und in den Lägern; hier ist es, wo sich die traurigen Folgen der am unrechten Orte gesparten Mittel an Geld und Zeit traurig geltend machen.

Wer sich darüber belehren will, der lese die Geschichte der amerikanischen Freiwilligen-Compagnien im Kampfe mit Mexico, oder der freiwilligen Jägerabtheilungen von 1813 und 1814. Man vergleiche die anfängliche Stärke dieser Abtheilungen mit ihrer Stärke bei Beendigung der Feldzüge, zähle zu letzterer den Abgang an Todten und Verwundeten, und man wird erstaunen über die Zahlen, die sich als „manquirend“ durch Krankheit und Elend ergeben, gerade in diesen Abtheilungen der besten und begeistertsten Jünglinge, denen eben nichts fehlte, als die kriegerische Erziehung und Disciplin. Diese aber lassen sich nicht in Wochen erwerben und wollen bis zur Gewohnheit geübt sein, wenn man als Führer sich auch unter schwierigen Umständen, und ohne zu den begabtesten zu gehören, darauf soll verlassen können. Wo die Grenze der zur Einübung einer gesunden und festen Disciplin nöthigen Zeit liegt, läßt sich nicht allgemein richtig beantworten. Je besser das Haus, die Schule, der bürgerliche Beruf den jungen Rekruten schon erzogen haben, desto weniger braucht die Soldatenschule hinzuzufügen. Je schwächer aber jenes war, je tiefer Zuchtlosigkeit, Verwilderung und Demoralisation in das Familienleben, in die Schule und in die Zeit der bürgerlichen Lehrjahre (sei es bei Studenten, Handelslehrlingen, Handwerksgefelln, Fabrikarbeitern, Cigarrenmachern oder wo sonst) eindringt, desto länger und strenger wird die soldatische Zuchtschule sein müssen. Das Ideal wäre die Schulzeit für die Individualität jedes einzelnen Rekruten festzustellen. Doch damit geht's denn, wie stets mit dem Streben nach dem Idealen. Das Reale macht sich geltend; man kann nicht jedem Rekruten einen eignen Hofmeister halten, und so wird denn die Erziehungszeit nach dem Mittelmaß festgesetzt. Wenn unsere Regierung für die gebildeten Freiwilligen ein Jahr annahm, so stütze sie sich auf die Erfahrung Preußens seit dem Frieden von 1815, ebenso wie Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Braunschweig und Kurhessen kürzlich ein Gleiches thaten. Herr W. N. kann sagen: was kümmern mich Autoritäten! Meine Ueberzeugung ist eine andere! Hierauf können wir nichts erwidern, als etwa: Möge W. N. es versuchen, wie weit es zu bringen, wenn im armen deutschen Vaterlande noch ferner mit partikularem Streben für jedes Individuum und jeden kleinen Staat verlangt wird, daß jeder durchaus nur „nach seiner Façon“ regiert werde. Wir müssen lernen uns den großen Majoritäten unterzuordnen, auch wenn wir mit ihnen nicht ganz einverstanden sind.

Herr W. N. tadelt, daß im Entwurf von den Freiwilligen für den ihnen aus ihrer Bildung erwachsenden Vortheil der verkürzten Einübungszeit ein Geldopfer dahin

verlangt wird, daß sie sich Löhnung und Kleidung selbst schaffen sollen (die Lebensmittel bekommen sie, wie die andern Rekruten), und fürchtet als Folge davon eine Aristokratie des Geldes. Die Löhnung eines Soldaten beträgt jährlich 20 fl , die Kleidung kostet mit der Unterhaltung für ein Jahr etwa eben so viel. Ist anzunehmen, daß viele junge Leute, welche die Geldmittel gefunden haben, sich die für den Eintritt nöthigen Kenntnisse zu verschaffen, nicht auch noch diese 40 fl aufreiben werden? Ist dies auch nicht anzunehmen, so bleibt freilich dem Wohlhabenden noch immer der aristokratische Vorzug, im Besitze der pekuniären Bildungsmittel zu sein, welche der Arme entbehrt. Es bleibt die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter, wie die der angeborenen Anlagen und Fähigkeiten, und endlich wie die der glücklichen Umstände, um sie zu entwickeln. Wir auf unserm Standpunkte glauben an die Berechtigung, Nothwendigkeit und darum ewige Dauer dieser irdisch-menschlichen Ungleichheiten. Wir glauben, daß die Gesetzgebung auf dem rechten Wege ist, wenn sie eine reale Welt voraussetzt und nicht eine ideale, wenn die Zahl der Socialisten und Communisten auch noch so sehr wachsen sollte.

Hr. W. N. hält es schließlich für sehr gewagt, wenn die Regierung in Kriegszeiten Offizierstellen mit gebildeten jungen Leuten besetzt (die ihre Befähigung dazu während ihrer einjährigen Dienstzeit dargethan), und zwar aus Rücksicht auf gediente Unteroffiziere, und weil preussische Landwehr-Compagnien in Baden von Lieutenants der Linie kommandirt sind. Wenn wir den Entwurf recht verstehen, so soll „in Zeiten des Krieges“ soviel heißen, als für Zeiten des Krieges. Im Frieden sind die Offiziere Lehrer und Führer. Im Kriege verlangt man namentlich von den jungen Offizieren vorzugsweise nur, daß sie Führer sind. Beträgt die Zahl der im Kriege nöthigen Offiziere ein Drittheil mehr, als womit im Frieden für Dienst und Ausbildung auszukommen, und kann der Staat, wie in Preußen, dieses Drittheil im Kriege durch die aus den einjährigen Freiwilligen hervorgegangenen Landwehr-Offiziere haben, ohne es im Frieden besolden zu müssen, so liegt darin ein großer Vortheil für die Steuerzahler. Die Landwehr-Offiziere treten nach dem Kriege in ihren bürgerlichen Beruf zurück, während die aus den Unteroffizieren beförderten Offiziere Staatspensionäre durch Gehalt oder Ruhegehalt bleiben. Die hiesige aber, wie die fremde Erfahrung widerspricht der Annahme des W. N. über die Leichtigkeit der Herbeischaffung guter Unteroffiziere. Er möge erfahrene Soldaten fragen oder die preussischen Verordnungen der letzten Jahre lesen. Ueberall Mangel an genügender Zahl guter Unteroffiziere bei Mobilmachungen.

Aber warum wurden denn preussische Landwehr-Compagnien von Linien-Offizieren geführt? Weil man ein ganz brauchbarer Lieutenant sein kann, ohne darum auch ein guter Compagnieführer im Kriege, und weil die preussische Regierung bei Ueberfluß an freiwilligen Anmeldungen aus nichtmobilen Regimentern klug that, die nach dem langen Frieden zu machende Kriegserfahrung den Lehrern des Heeres, den Offizieren der Linie, zukommen zu lassen. 25.

Erinnerung an die Weihnachtszeit.

Die Politik, Herr Redakteur, hat sich in Ihrem Blatte so breit gemacht, daß man kaum wagen darf, Ihre Spalten für ein anderes Thema in Anspruch zu nehmen. Wenn ich es dennoch thue, so ist es, weil einige Verwandtschaft zwischen der Welt, in die ich Ihre Leser für einige Augenblicke einführen möchte, und der politischen besteht. Denn während von unserm deutschen Volke der Eine behauptet, daß es in der ersten Kindheit lebe, und noch alle Entwicklungsgrade durchzumachen habe, versteht es der Andere schon in die angenehmen Flegeljahre, und noch Andere wollen in der Richtung eines Theils unserer Politiker das Schwärmen für die Ideale des Jünglingsalters erkennen. Keiner aber behauptet, daß bei unserm Volke eine Reise zu finden sei, die freilich der Welt, in die ich Ihre Leser bitte einen Blick zu werfen, auch abgeht, und mit etwas mehr natürlichem Recht, als der ihrigen. Und wie nach einer mehr zweckmäßigen als gerechten Vertheilung der häuslichen Gewalt, der Mann 365 Tage weniger eine Stunde, und zwar der letzten im Jahre, regiert, und der Frau nur diese letzte Stunde zum Herrschen geschenkt ist, ein Arrangement, welches nur mit wenig Ausnahmen in den Familien zu treffen ist, so haben die Kinder in der winterlichen Zeit des Adventes das Scepter. Nur an sie denkt man, nur für ihre Weihnachtsfreude sorgt und denkt der mütterliche Sinn. Es ist dann zugleich auch die Zeit, wo die Kleinern unter der lieben Jugend den Müttern die langen Winterabende hindurch manche Plage machen und immer unterhalten sein wollen. Wir machen in dieser Hinsicht alle geplagten Mütter auf ein neu erschienenes Kinderbuch: „Weihnachtslieder von Friedrich Güll,“ die bei M. Simon in Berlin erschienen und in den hiesigen Buchhandlungen zu haben sind, aufmerksam. Es ist eine eigene Art von Dichtung, und der Verfasser hat sich ohne Zweifel die unvergleichlichen Rückert'schen: „Sechs Mährlein für mein Schwesterlein“ zum Vorbild genommen. Daß wir in der Literatur der

Kinderschriften die Masse der jährlich erscheinenden Bücher so selten vom Erfolge begleitet sehen, liegt wohl in der Unergründlichkeit der Kindernatur, die sich selten von Dem angezogen fühlt, was ihnen Erwachsene bieten. So mußte in dieser Hinsicht z. B. der Struwwelpeter erst von den Kindern selbst erkannt und so recht in das kleine Herz geschlossen werden, während die Erwachsenen ihn gar nicht entdeckt haben würden. Die SpeckerschensFabeln sprechen zwar Klein und Groß zugleich an; es liegt dies aber wohl mehr in der meisterhaften Behandlung des Stoffs, als in diesen selbst, ebenso auch in den acht kindlichen Reimen und daß jedes Wort vermieden ist, welches in der Kindersprache nicht vorkommt. Die Weihnachtsbilder von Friedr. Güll sind theilweise schon in Sammlungen erschienen, doch finden sich auch neue darunter. Offenbar hat der Verfasser das Kinderleben in allen seinen lieblichen, aber oft räthselhaften Erscheinungen beobachtet; er hat sich mit ihnen eingelebt; er weiß, daß die Kinder die trockene Moral, die ihnen in den meisten Kinderschriften aufgezwungen wird, förmlich hassen; sie wird ihnen im täglichen Leben so oft gepredigt, daß sie es überdrüssig sind, sie noch schwarz auf weiß, oder auch bunt auf weiß, in Bildern zu sehen. „Man merkt die Absicht und ist verstimmt,“ dieser Göthe'sche Ausspruch läßt sich auch hier anwenden. In dem erwähnten Buche finden wir u. a. die bekannte Ammenuhr, eine so reizende Dichtung, die uns wahrhaft zauberisch anheimelt, ohne daß wir uns klar machen können, worin dieser Zauber liegt. Leise spinnt sich in ihr das Leben des geräuschvollen Tages durch die stille Nacht fort, und spielt noch als Traum um die Kissen, bis der Tag allmählig erwacht, und mit ihm alle Sorgen des täglichen Lebens. Das Lied vom Christkindlein, wie es Nachts an's Fenster klopft und dem öffnenden Vater einen Brief für die Kinder giebt, mit herrlichen Versprechungen für die guten Kinder, und den der Vater am andern Morgen den Kindern vorliest, ist charmant, und die Wirkung richtig berechnet, denn der Brief ist ein Beweis für die Existenz des Christkindes, an die immer leise Zweifel aufstauen. Dem Pelzmärtel, dieser interessanten Persönlichkeit, die leider im nüchternen, dem Aberglauben feindlichen Norden nie recht zur Geltung gekommen ist, ist gleichfalls ein Lied gewidmet. Wer aber jemals alle die süßen Schauer empfunden hat, die der Erscheinung dieses gefürchteten und doch heimlich ersehnten Vorboten des Christkindes in ihm erregte, den wird dies kleine Lied so recht in die Kinderzeit versetzen. Im Interesse der Aufklärung kann es uns natürlich nur lieb sein, wenn das schauerliche Reich des Pelzmärtels, welches noch sicherer als das Osmanische seinem Untergange entgegen geht, ein Ende

nimmt, und schon beschränkt sich seine Herrschaft nur noch auf die Bauernhäuser des südlichen Deutschlands, wo er unter dem Namen Niklas am 6. December bei eindringender Dunkelheit die kinderreichen Häuser heimsucht. Er ist ein treuer Bundesgenosse der Ruthe, und da sein Einfluß ein mehr geistiger als körperlicher ist, so ist er auch von mehr anhaltender Wirkung.

Das zweite Buch, welches ich Ihren Leserinnen empfehlen möchte, ist die Kinderheimath von F. Güll und Pucci. Ja, eine wahre Heimath für Kinder sind diese Dichtungen, die die Mütter in dem schwierigen Geschäfte, die Kinder zu unterhalten, trefflich unterstützen werden. Nichts fällt wohl den Müttern schwerer, als das Geschichten-Erzählen, und doch entzückt ein geistig lebendiges Kind das köstlichste Spielzeug kaum in dem Grade, als eine Erzählung aus dem Munde der lieben Mutter. Wir kennen keine Einzige, die dieses Talent besäße, es muß also wohl ziemlich selten sein. Und ganz natürlich. Der mit häuslichen, geselligen und in letzter Zeit — dem Himmel sei's geklagt! — selbst mit politischen Sorgen angefüllte Kopf der lieben Mama läßt keine Erzählung aus der Märchenwelt in ihm nisten, der Gedanke wird immer wieder abschweifen. Sorgen, mögen sie sein, von welcher Art sie wollen, hemmen immer den poetischen Aufschwung; darum haben wir bis jetzt das Talent des Erzählens nur an einzelnen jungen Mädchen gekannt, die noch wie die Lilien auf dem Felde, d. h. ohne die Sorge für das tägliche Leben, lebten. — Die Kinderheimath von Güll und Pucci ist reichhaltiger, eleganter ausgestattet, als die Weihnachtsbilder, bei deren Herausgabe den Verfasser sicher die kinderfreundliche Absicht leitete, sie durch einen recht billigen Preis den Kindern der Unbemittelten eben so zugänglich zu machen, als denen der Reichern. Den Federzeichnungen der Letztern möchten wir sogar vor denen der Erstern den Vorzug geben; jedenfalls aber wird der Kauf eines dieser beiden Bücher den Kindern eine große Weihnachtsfreude bereiten.

D. d. 11. Dec.

A. S.

Entgegnung.

Der in voriger Nummer des Volksfreundes (vom 15. Decbr.) von mehreren Mitgliedern des Kunstvereins gestellten Anfeige diens zur Antwort, daß es mit dem Ankaufe von Delgemälden auch diesmal gehalten werden wird, wie früher, d. h. nach Abschluß der Jahresrechnung wird der, im Monat Januar 1850 zu berufenden General-Versammlung des Kunstvereins die etwa zum

Ankauf zu verwendende Summe, sowie dem Belaufe derselben angemessene Kunstgegenstände für eine Verloosung unter den Mitgliefern des Vereins in Vorschlag gebracht werden. — Vor Neujahr ist dies aber nicht wohl auszuführen, und allein über die zu dem vorgeschlagenen Ankauf zu verwendende Summe zu verfügen, hält sich der Ausschuß nicht berechtigt.

Oldenburg, 17. Decbr. 1849.

Der Ausschuß des Kunstvereins.

Das mit den gestrigen wöchentlichen Anzeigen ausgegebene Gesehblatt bringt uns zwei höchst wichtige Verordnungen der Staatsregierung. Nach der ersten ist der mittelst Verordnung vom 16. October d. J. einberufene allgemeine Landtag aufgelöst, und nach der zweiten wird das Wahlgesetz vom 16. Februar 1849 in einigen wesentlichen Punkten verändert.

Die Hauptpunkte der Veränderungen bestehen darin, daß für das Herzogthum Oldenburg statt der bisherigen 7 Wahlkreise deren 32 gebildet sind (ebenfalls zerfallen die Fürstenthümer Lübeck und Birkenfeld in mehrere kleinere Wahlkreise); und daß die Wahl der Abgeordneten je in einem der drei Theile des Großherzogthums an Einem Tage stattfinden soll.

Diese Aenderungen des Wahlgesetzes werden in einem, in der gestrigen Nummer der wöchentlichen Anzeigen abgedruckten Vortrage der Staatsregierung an den Großherzog als dringend notwendig bezeichnet und die Gründe dafür in ausführlicher Weise hervorgehoben.

Daß nach dem Beschlusse des Landtags in der deutschen Frage, der einstweilen die Vertagung desselben zur Folge hatte, eine abermalige Auflösung des Landtags und ferner eine Aenderung des Wahlgesetzes zu erwarten sei, ist in diesen Blättern schon mehrfach angedeutet worden, und war seit dem Augenblicke, als der Großherzog das jetzige Ministerium ernannt hatte, kaum noch zu bezweifeln.

Wir beschränken uns für heute auf die einfache Anzeige dieser Verordnungen der Staatsregierung, indem wir uns eine Beurtheilung derjenigen in Betreff der Aenderung des Wahlgesetzes noch vorbehalten.

Brieftasche.

Die deutsche Frage. — Hat leider für diesmal noch zurückgelegt werden müssen. — In Sachen des Lehrers Baars. — Bedta. Geistliche Angelegenheiten. — Angenommen für eine der nächsten Nummern. — Wildeshausen. Conflikt zwischen dem Haupte und den Gliedern der rothen Republik. — Ungernig, da das Begleitschreiben Anspielungen auf Persönlichkeiten geradezu einschließt. In anderer Fassung, nämlich ohne gebäufige Anspielungen auf bestimmte Personen, steht der Aufnahme einer Erzählung von Thatsachen nichts entgegen.

Der

Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Erster Jahrgang.

Mit dem 1. Januar 1850 wird die Redaktion des „Volksfreundes“ nach freundschaftlichem Uebereinkommen aus den Händen des Hrn. Lambrecht an Hrn. Dr. Lübken übergehen.

Der „Volksfreund“ wird, wie bisher, Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens geben, und sich besonders mit den Lokal-Interessen unseres Landes beschäftigen. Wenn man von dem politischen Standpunkte eines kleinen Blattes reden darf, das nicht einmal ausschließlich Fragen der Politik behandelt, so wird seine Grundrichtung die sein, welche ziemlich allgemein als die *constitutionell-conservative* bezeichnet wird; übrigens hat er auch nichts dagegen, wenn die demokratische Partei ihn *reaktionär* nennt, da ja bei der allgemeinen Sprach- und Begriffsverwirrung unserer Zeit die politischen Stichwörter alle Augenblicke ihre Bedeutung wechseln. Abweichenden Ansichten sind bis zu einem gewissen Grade die Spalten geöffnet, so wie sich von selbst versteht, daß rein faktische Berichtigungen stets Aufnahme finden werden. Von mehreren Seiten ist ihm bereits thätige Mitwirkung zugesichert.

Das Blatt erscheint wöchentlich zweimal, am **Mittwoch** und **Sonabend**, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 21 Grote, durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern **gegen Bezahlung des Betrags** und von der Verlags-handlung angenommen.

Die deutsche Antwort.

O, heiliges römisches Reich! Oldenburg wartet auf Hannover, so wollen es unsere Stände; Hannover aber wartet auf Württemberg, Württemberg auf Baiern, Baiern auf Oestreich, und der Eine mahnt den Andern gar noch ab. Wie im heiligen römischen Reiche ein Fürst auf den andern wartete, wie ein damaliger Reichstag beschloß: „jedenfalls zur Zeit“ sei dies und jenes nicht thunlich; das nächste Mal werde man sich entschließen; es müßten erst „aus dem Vor- und Rückwärtschreiten der Sache Anhaltspunkte gewonnen werden,“ so stellte unser Landtag einen Reichsfürsten und einen Reichstag vor.

Es fehlte nur noch der römische Kaiser; ja, der römische. Denn die rein politische, aus dem Wesen

der österreichischen Monarchie, aus deren Bestandtheilen und Nationalitäten, aus den Erklärungen der österreichischen Regierung und deren Furcht vor den Rückwirkungen eines Volkshauses, zu entscheidende Frage wurde von Wibel I. offen auf das Religionsgebiet hinüber gespielt. Was Anderes bezweckte seine Herbeiziehung einer alten Geschichte, des Streits des Erzbischofs von Köln mit dem vorigen Könige von Preußen, der vor dem erzbischöflichen Palaste habe Kanonen auffahren lassen, eines von den Protestanten beklagten und vom jetzigen Könige wieder gut gemachten Unrechts — was bezweckte diese Herbeiziehung anders, als die nicht so schon Geneigten unter den Katholiken damit zu firren? Und weiß denn Hr. Wibel nicht, welch' einer langen Reihe von harten Bedrückungen die Protestanten in Oestreich stets ausgekehrt gewesen sind? wie sie, ungerufen von Glockengeläut, durch Hinterpforten, von Nebengassen aus, zu ihren Bethäusern